Essay über Stendhal [Schluss]

Autor(en): **Valéry, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1928)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759646

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Essay über Stendhal

von Paul Valéry

Deutsch von Herbert Steiner

(Schluß)

Stendhal ist einer von jenen, welche durch die Eindrücke ihrer Kindheit aufs deutlichste geformt, gerüstet und endgültig geprägt wurden. Sein ganzes Leben lang wird er auf Grund der Erinnerungen des jungen Beyle urteilen, seine Urteile werden unmittelbar auf sie gegründet sein. Sein Vater, seine Tante Séraphie, seine Großeltern, der liebliche Schatten seiner Mutter, seine ersten Freunde, seine Lehrer hören nie auf, für ihn Typen zu sein, sein Maß für Gefühl, Bosheit, Dummheit oder Verdruß. Auf sie bezieht er alle Wesen, denen er in der Folge begegnet. Er tritt ins Mannesalter, versehen mit einem ganzen Ensemble von *Charakteren.*

*

An einem seiner Geburtstage knöpft Henri Brûlard sich die Hose auf. Und zwar um in den Hosengurt zu schreiben: « Jetzt bin ich fünfzig. »

Jeder, der Brûlard liebt, hat sich einige Minuten dabei verweilt, über dieses Geständnis nachzusinnen. Worauf hat es wohl Bezug? – Was bezweckt diese nicht alltägliche Handlung? – Auf was reimt sich das andere, daß er dies aufschreibt? – Hat Beyle wirklich diese Eintragung in ein so intimes Register gemacht? – Und wenn er diesen kleinen Vorgang rein erfunden hat, worauf zielt diese bizarre Erfindung? – Welchen künftigen Leser sollte sie seiner Meinung nach berühren? – Wollte er « lebenswahr und eigenartig » sein oder aber die Aufrichtigkeit seines Tagebuches durch die fast unanständige Vertraulichkeit dieses Details betonen? *Hypotheses non fingo...*

*

Doch auf was reimen sich auch diese sprachlichen Schrullen, diese so vielfachen Aufzeichnungen, in die wenig geheimnisvolle englische oder italienische Worte eingeschaltet sind?

Warum schreiben: Brief *of the author of the* Cenci? – Oder auch: es ist mit *forthy* (sic) *seven*, daß Dominique... usw.

Andre Male wieder nimmt er unschuldige Silbenvertauschungen vor, – die *Terpries*, die *Ligionre*...

Ich will herzlich hoffen, daß er sich nicht etwa schmeichelte, Neugierige dadurch irrezuführen.

Ich sehe in diesen Gewohnheiten nichts als ein Spielen mit Geheimschrift. Er tut dergleichen, als schriebe er chiffriert, ungefähr so wie ein Schauspieler dergleichen tut, als äße oder tränke er; und vielleicht tut er es, um in sich selbst das Gefühl zu erwecken, er sei in geheimem Einverständnis mit sich selbst, – *er sei ein wenig vertrauter mit sich selbst, als die Mehrzahl der Ichs es ist.*

Vielleicht daß er unbestimmt dachte, die angeborene Sprache, die des inneren Worts, könne ihm auf dem Umweg über den Ausdruck heimlich irgendeine Art zu fühlen einflüstern, die unbedingt sein eigen, die nicht von seiner Nation bedingt wäre? Das freie Ich bewohnt Kosmopolis und denkt in allen Sprachen.

Es ist wahr, daß jeder Mensch von eifersüchtig gewahrter und mächtiger Eigenart sich eine geheime Sprache erdichtet. In einem Kopf spielt sich ab, was sich in einer Familie abspielt oder in einer engsten Gemeinschaft, wie etwa zwischen zwei Freunden oder Liebenden. Jedes Einverständnis wird sogleich durch Schöpfung eines eigenen Wortschatzes besiegelt. Jedes private Zusammenhalten wird auf Kosten öffentlicher Konventionen organisiert. Stendhal ist mit Stendhal verschworen, unter verschiedenen Namen (Léautaud zählt 129 Pseudonyme), – zuweilen gegen Stendhal, immer gegen die Dummköpfe, die Wichtigtuer und die Gefühllosen.

Stendhal als Erfinder des *happy few* erinnert mich durch diese so ausgesprochene Vorliebe für die geheimnisvollen Meinungen und für die kleinen Zirkel mit gleichen Neigungen und Abneigungen an das freie Entstehen jener sehr kleinen, sehr begeisterten und mit Recht überschwänglichen Zenakel, von denen alles Neue, alle Gedanken ausgingen, die seit fünfzig oder sechzig Jahren unsere Literatur und unsere Künste zwei- oder dreimal umgewandelt haben. Er ist in einem gewissen Sinn der Vertreter jener esoterischen Art, die am Ursprung des Naturalismus, des Parnasse und des Symbolismus steht. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die « Sekten » ihr Gutes haben. Das « große Publikum » hat ein Recht auf die gewöhnlichen und bewährten Erzeugnisse der Industrie. Die Erneuerung der Industrie aber erfordert zahlreiche Versuche, kühne Forschungen, die man nur in Laboratorien vornehmen kann, und die Laboratorien allein erlauben und ermöglichen sehr hohe Wärmegrade, ganz seltene Reaktionen, Höhen der Begeisterung, feinste Ana-

lysen, ohne welche die Zukunft von Wissenschaft und Künsten sich allzu leicht voraussehen ließe.

*

Diese wenigen Züge Beyles, an die ich soeben erinnert habe, sind wertvoll genug, wenn auch kaum erklärbar. Sie hängen zweifellos zusammen mit Theorien und Manien. Ich glaube darin eine gewisse Berechnung wahrzunehmen, ein Spekulieren auf den künftigen Leser, eine merkliche Absicht, durch Nachlässigkeit und scheinbares Improvisieren zu bezaubern, – welche die enge Vertraulichkeit in den Beziehungen des Verfassers und des Unbekannten, den er verführen will, in sich schließen und nahelegen.

Auf seine Weise Ideologe, liebte Stendhal Präzepte und Prinzipien. Er schuf sich Grundregeln des Verhaltens und der Kunstanschauung; er erhob den Anspruch, logisch zu denken. Es ist nicht denkbar, daß er genügend vernünftig gedacht habe, was uns ziemlich wenig vernünftig scheint.

Was die Manien betrifft, so sind sie offenkundig. Aber was ist eine Manie?

*

Was an einer Seite Stendhal am meisten überrascht, was ihn auf der Stelle verrät, den Geist fesselt oder reizt – das ist der *Ton*. Er nennt sein eigen (und markiert überdies) den individuellsten Ton, den es in der Literatur gibt. Dieser Ton ist so ausgeprägt, er läßt den Mann so gegenwärtig erscheinen, daß er in den Augen der Stendhal-Anhänger die Nachlässigkeiten, den Willen zur Nachlässigkeit, die Geringschätzung aller formalen Eigenschaften des Stils ganz ebenso entschuldigt wie manche Raubzüge und eine Unmenge von Plagiaten. Bei allen Strafsachen ist es für den Angeklagten das wichtigste, unendlich interessanter zu erscheinen als seine Opfer. Was kümmern uns die Opfer Beyles? – Aus dem farblosen Gut anderer macht er neue Werke, die man liest, weil in ihnen ein bestimmter Ton mitklingt.

*

Und aus was besteht dieser Ton? – Ich habe es vielleicht schon gesagt: Um jeden Preis lebhaft sein; schreiben, wie man spricht, wenn man ein Mann von Geist ist, selbst mit dunklen Anspielungen, jähen Zäsuren, Sprüngen, Einschaltungen; fast so schreiben, wie man spricht; den freien, heiteren Gang einer Unterhaltung wahren; es manchmal bis zum reinen Monolog treiben; immer und überall den poetischen Stil vermeiden und merken lassen, daß man ihn vermeidet, daß man sich

nicht fangen läßt von der Phrase *per se*, die durch Rhythmus und Breite zu rein, zu schön tönen, an jene gehobene Sprechweise grenzen würde, die Stendhal verhöhnt und verabscheut, an der er nichts gewahrt als Geziertheit, Pose und nicht uneigennützige Hintergedanken.

Diese Absicht, diese selbstgesetzten Verbote haben den Sinn, eine Stimme unverfälscht hören zu lassen; sein persönlicher Anspruch führt ihn dazu, in einem Werk alle beredtesten Zeichen der *Aufrichtigkeit* häufen zu wollen. Seine stilistische Erfindung war zweifellos die, daß er es wagte, seiner *Charakterrolle* gemäß zu schreiben, die er kannte und sogar – ganz erstaunlich nachahmte.

Ich habe nichts gegen diesen Ton, den er sich zurechtgelegt hatte. Er bezaubert mich zuweilen, er belustigt mich immer, jedoch im Gegensatz zur Absicht des Verfassers durch den theatralischen Eindruck, den soviel Aufrichtigkeit und ein wenig zuviel Lebenswahrheit mir unweigerlich machen. Ich bekenne mich schuldig, daß ich seinen aufrichtigen Ton drei- oder vierfach übertrieben finde; ich sehe sein Vorhaben, er selbst zu sein, wahr zu sein bis zur Lüge. Das Wahre, an dem man Gefallen findet, wandelt sich eben dadurch unter der Feder ganz unmerklich in das Wahre, das zurechtgemacht ist, um wahr zu scheinen. Wahrheit und Wille zur Wahrheit bilden zusammen ein unbeständiges Gemisch, in dem ein Widerspruch gärt und aus dem immer und unfehlbar ein gefälschtes Werk hervorgehen muß.

Wie sollte man nicht aus diesem Wahren, das man als Grundlage nimmt, das Beste aussuchen; wie nicht unterscheiden, abrunden, Farbe geben, versuchen klarer, kräftiger, verwirrender, inniger, roher zu sein als das Vorbild? *In der Literatur ist das Wahre nicht denkbar.* Ob durch Einfachheit, ob durch Seltsamkeit, ob durch allzuweit getriebene Genauigkeit oder durch Nachlässigkeit oder wieder durch das Geständnis mehr oder weniger schimpflicher, immer aber *ausgewählter* – möglichst gut ausgewählter – Dinge, immer und mit allen Mitteln, handle es sich nun um Pascal, um Diderot, um Rousseau oder Beyle, ob die Blöße, die man uns zur Schau stellt, nun die eines Sünders, eines Zynikers, die eines Moralisten oder eines Freigeists sei: unweigerlich ist sie belichtet, gefärbt und geschminkt nach allen Regeln unseres inneren Theaters. Wir wissen wohl, daß man sich nur um eines Effekts willen enthüllt. Ein großer Heiliger, der sich auf dem Stadtplatz entkleidete, wußte das wohl. Alles was gegen den Brauch ist, ist gegen die Natur, schließt eine Anstrengung in sich, das Bewußtsein der Anstrengung, eine Absicht

und somit einen Kunstgriff. Eine Frau in tiefem Décolleté wirkt, als trete sie auf die Bühne.

Es gibt also zwei Arten, zu fälschen: die eine dadurch, daß man verschönern will; die andere dadurch, daß man strebt, *wahr* zu sein.

Dieser letztere Fall ist vielleicht derjenige, der den drängenderen Anspruch erweist. Er verrät auch eine gewisse Hoffnungslosigkeit, das öffentliche Interesse durch rein literarische Mittel zu erregen. Das Allzuerotische liegt den «Wahrhaftigen» nie sehr fern.

Übrigens sind die Verfasser von Konfessionen oder Erinnerungen oder Tagebüchern stets die Narren ihrer Hoffnung, Anstoß zu erregen, und wir die Narren dieser Narren. Man will nie das eigene Ich ganz so wie es ist zur Schau stellen; man weiß wohl, daß ein Mensch, wie er wirklich ist, uns nicht viel darüber zu sagen hat, was er ist. Also schreibt man die Geständnisse irgend eines anderen, der bemerkenswerter, reiner, schwärzer, lebhafter, gefühlvoller, ja sogar mehr er selbst ist als erlaubt, denn das Ich läßt sich steigern. Wer Bekenntnisse gibt, lügt und weicht der wirklichen Wahrheit aus, die nichtig oder gestaltlos und im allgemeinen unfaßbar ist. Aber die Vertraulichkeiten sind immer auf Ruhm aus, auf Ärgernis, auf Rechtfertigung, auf Werbung.

Beyle spielte in eigener Person ein Dutzend Rollen, den Dandy, den kalten Logiker, den Kunstfreund, den Soldaten von 1812, den Liebhaber der Liebe, den Politiker und den Geschichtsschreiber. Er legt sich selbst hundert Pseudonyme zu, weniger, um sich zu verbergen, als um sich in mehrfacher Gestalt leben zu fühlen. Wie ein Schauspieler auf Gastspielen seine Perücken, Bärte und Kleider, führt er in seinem Koffer seinen *Bombet*, seinen *Brûlard*, seinen *Dominique*, seinen Eisenhändler mit sich... In den *Mémoires d'un touriste* spricht er in der Maske eines wohlhabenden Kaufmanns, der in eigenen Geschäften reist, so, wie man in der Postkutsche spricht, spielt den Volkswirtschafter, legt seine Ansichten über Verwaltung dar, kritisiert und verbessert das Projekt für die Führung der künftigen Eisenbahnlinien. Er ergötzt sich daran, sich Angst zu machen vor der Polizeispionage, beargwöhnt die Post, verwendet Chiffern und Zeichen von einer Durchsichtigkeit, die komisch wäre, wären seine Befürchtungen nicht erfunden oder selbstgewollt. Er füllte sein Leben mit Gestalten, so gut er's nur vermochte; und etwelche gespielte Unruhe erhöhte sein Lebensgefühl. Zuweilen läßt seine übertriebene Freude an geheimnistuerischem Gebärdenspiel und am Schein des Geheimnisses entfernt an Polichinell denken.

*

Dieses Temperament, das unaufhörlich ein Szenarium entstehen ließ, ließ ihn hinwiederum alle menschlichen Angelegenheiten im Licht einer Komödie betrachten. Höchst empfindlich gegen Heuchelei, wittert er auf hundert Meilen Täuschung und Verstellung in der gesellschaftlichen Sphäre. Sein Glaube an die allgemeine Lüge war fest und fast organisch. Er ging sogar so weit, das zu erforschen und zu bestimmen, was ein Mensch unmöglich vortäuschen kann (persönlichen Mut und vollkommene Lust).

Dieser seiner so bewußte Mensch mißt dem « Natürlichen » unendlichen Wert bei. Dieser Künstler der Selbstspaltung tut nichts anderes, als ohne Unterlaß Typen von wundervoller Einheit malen, einen Fabrice, einen Lucien, Gestalten, noch rein, tapfer, jung und frisch, in dem Augenblick gefaßt, da sie in die Welt eintreten und sich noch arglos inmitten eines abgekarteten Rätselspiels bewegen.

Er selbst hat sich seine Aufrichtigkeit eingebildet und zuerkannt. Was heißt eigentlich aufrichtig sein? – Es macht fast keine Schwierigkeit, wenn es sich um die Beziehungen zwischen Individuen handelt; aber im Umgang mit sich selbst? – Wie ich hier gesagt und wiederholt habe: kaum daß der «Wille » sich einmischt, ist dieses Mit-sich-selbst-aufrichtig-sein-Wollen unvermeidlich ein fälschendes Element.

Äußerliche Aufrichtigkeit ist Übereinstimmung der beiden Gesichter des Menschen, deren eines sichtbar, das andere erdacht oder wahrscheinlich ist. Aber um dem Begriff der inneren Aufrichtigkeit einen Sinn zu geben, ist es nötig, daß ein gewisses Procédé, eine Spaltung des Subjekts irgendeinen unabhängigen Beobachter unseres neuesten, fast noch im Entstehen begriffenen Seelenzustandes ins Spiel bringe... Nun hat dieser Beobachter die Aufgabe, *uns* zu sagen, ob der Gedanke, der eben entsteht, einer bestimmten gleichbleibenden Vorstellung, die wir von uns haben oder haben sollten, entspricht oder nicht. Diese primitive Analyse reicht aus, um einige der Konventionen deutlich zu machen, die in das Trugbild der Aufrichtigkeit mithereinspielen. Das ist nicht alles: diese Konventionen selbst sind notwendig von der Außenwelt erborgt, – zum Beispiel von der gelernten Moral – (sich selbst beurteilen, sich selbst tadeln ist Komödie).

Komödie und Konvention bestehen in einer gewissen Ersetzung dessen was man ist, durch das was man weiß, – und was man ist, das weiß man nicht.

Mit einem Wort, Stendhals eigene Aufrichtigkeit war – wie jede gewollte Aufrichtigkeit, ohne Ausnahme – nicht zu trennen von einer

Komödie von Aufrichtigkeit, die er sich selbst vorspielte. Aufrichtigsein heißt im Grunde, den Beobachter, der über das Spiel entscheidet, nicht kennen wollen oder aber als Außenstehenden betrachten. Daran und an seinem Herzen ermaß Stendhal die Heuchelei der andern und dies machte ihn in gewisser Weise unendlich hellhörig für die «Wahrheit» zweiten Grades, die man jedem Menschen zuschreiben kann und die jeder Mensch einem genügend entfernten Zeugen in seinem denkenden Bewußtsein darbieten würde.

Fast alles, was er hörte, klang seinem Ohr wie Lüge. Er übersetzte sich die Menschen gleichsam vom Blatt oder bildete sich ein, es zu tun.

*

Die Zeit begünstigte diese Art von geistiger Betätigung in besonders hohem Maße.

Nie war die Lage so günstig für alle sozialen Maskeraden. Zehn verschiedene Regierungsformen in fünfzig Jahren. Man hatte gelebt wie man konnte, unter Regierungen von kurzem, schwerem Bestand, alle eifrig darauf aus, die Herzen zu ergründen, keine dem Betrug feind. Man hatte jähsten Frontwechsel und Umkehr der wichtigsten Persönlichkeiten erlebt, die schnelle Änderung der Fahnen, die Phantasmagorie der Macht, Abzug und Wiederkehr der Legitimität, der Freiheit, der Adler, ja sogar Gottes; das erstaunliche Schauspiel von Männern, in ihre Treueide verstrickt, hin- und hergezerrt von ihren Erinnerungen, ihren Leidenschaften, ihren Vorteilen, ihrem Groll, ihrer Voraussicht... Einige fühlten auf ihrem Schädel wirr eine ganze Pyramide von Kopfbedeckungen, eine Perücke, ein Pfaffenkäppchen, eine rote Mütze, einen Hut mit Trikolorefeder, einen Dreispitz, einen Bürgerhut. Manchmal überrascht, manchmal gerechtfertigt durch die Ereignisse; nun durch die Wiederheimkehr der Lilien, nun durch das Neuauflodern von 1815, nun wieder durch den Betrug von 1830; immer mit dem Augenblick liebäugelnd, fast dazu abgerichtet, über Nacht aus Ächtern zu Geächteten zu werden, aus Verdächtigen zu Amtspersonen, aus Ministern zu Flüchtlingen, lebten sie eine mehr oder weniger gefährliche Posse und glaubten in der Mehrzahl, in allen Parteien, unter allen Masken schließlich nur mehr an das Geld. Dieser *solide* Zug trat unter Louis-Philippe hervor, als man schließlich sah, wie das Reichwerden schamlos und ungeschminkt auftrat als oberste Lehre, endgültige Wahrheit, letztes Sittengebot eines halben Jahrhunderts politischer und sozialer Erfahrungen. Stendhal sah, wie auf den Trümmern der Regierungen die neue Welt sich einrichtete. Er konnte die Anfänge der Herrschaft des Redens und

Geschäftemachens beobachten. Man versuchte das parlamentarische System, – ein wesentlich dramatisches System, den Gesetzen des Theaters streng unterworfen, ganz aus Rede und Antwort und jähem Umschwung des Geistes bestehend, ein System, gestellt auf das Wort, auf das erregende Ereignis, auf die Effekte der Sitzung und die Abgötter der Szene. Die Parteien bildeten sich. Man erlebte den ungeheuerlichen Aufstieg von zählbaren Werten, « Meinungen », arithmetischen Mitteln, wirren und wechselnden Mehrheiten, zu deren Handhabung alsbald die Kunst erfunden wurde, diese an sich unreinen Quellen der Macht zu trüben, zu vergiften und ihre unbewußten Orakel zu deuten; Herrschaft abstrakter Mythen und ihre Kämpfe, Erscheinen und Gaukeln schwarzer Gespenster, roter Gespenster, von geschickten Regisseuren an die Wand geworfen, heraufbeschworen, gebändigt...

Die gleiche Zeit sah den dröhnenden gemeinsamen Einzug von Finanz und Presse in das politische Feld. Die Ära der großen Geschäfte war gekommen. Die Stunde schlug, da die ungeheuere Umgestaltung der Welt durch die Industrie ins Werk gesetzt werden konnte. Aber alle Wissenschaften zusammen hätten das nicht erreicht ohne die Macht des Wortes. Die kaufmännische Beredsamkeit rief überall Unzählige auf, die berufen schienen, ausgebeutet zu werden. Indem die Emissionskampagnen, die Prospekte, die unwiderstehlichen Reklamen ihren billigen Zauber vervielfachen, werden auf den Ruf der Geschäftemacher und der Unternehmungen hin alle Güter mobilisiert. Die öffentliche Leichtgläubigkeit übertrifft auch die kühnsten Erwartungen.

Eine Art Umsturz ergreift sogar die Literatur und lehrt die Musen die Sitten, die Gewalttätigkeit, den Schwindel der Wahlkämpfe. Es bilden sich in der Dichtung Parteien, welche das rohe und schroffe Wesen der politischen Gruppierungen annehmen. Man verfaßt Manifeste. Die Première von *Hernani* ist wirklich eine « öffentliche Versammlung » mit organisierten Parteigängern und Gegnern, die Sitze und Rollen sind zum voraus bestimmt.

*

All das war der allgemeinen Aufrichtigkeit nicht förderlich. Alle, die etwas bedeuteten, logen, übertrieben, spielten Theater. Konnte es anders sein?

Es war eine Zeit, da « Chamäleons » alle hohen Stellungen einnahmen; über ihnen drehten sich «Wetterfahnen ».

Man hatte die erlauchtesten Lippen bei den heiligsten Anlässen lügen hören. Alle sahen sich gezwungen, der Reihe nach feierlich der Lüge

zu huldigen, – der beim Schwert, jener beim Evangelium, der bei der Verfassung. Die Gelübde von Frieden, Freiheit, Vergebung, die Zusicherungen der Verbündeten, alles Lügen. Die Kriegsberichte der Großen Armee, die Proklamationen der einander ablösenden Gewalten, die Zeitungen aller Richtungen hatten gelogen, logen, mußten lügen. Man log auf der Rednerbühne, auf der Kanzel, an der Börse, im *Institut*; selbst die Philosophie log, selbst die Kunst, selbst der Stil! – Chateaubriand und der poetische Stil lügen. Herr Victor Hugo und seine Freunde entstellen, übertreiben das Wahre mit jedem Wort...

Dieses kleine Gemälde der Auswirkungen der Lüge zwischen 1800 und 1840 könnte von einem geduldigen Leser mit Hilfe von ausschließlich aus den Werken, Briefen, Tagebüchern und Aufzeichnungen *Dominiques* ausgeschnittenen Sätzen zusammengestellt werden.

*

Sein Argwohn, seine Verachtung beschränken sich nicht darauf, die ganze Politik und fast die ganze Literatur seiner Zeit als Charlatanismus zu kennzeichnen. Die Gelehrten werden manchmal nicht verschont. Er erzählt – ich weiß nicht wo – die glaubwürdige Geschichte zweier gelehrter Amtsbrüder. Diese gewiegten Männer kommen überein, das Gerücht auszustreuen, sie verstünden eine jener unerforschbaren Sprachen, die leichter zu lehren als zu verstehen sind, Etruskisch oder Ur-Mexikanisch. Die Regierung, nur zu glücklich, sich den Anschein zu geben, sie fördere und begünstige die Talente, die ihr keinerlei Verdruß bereiten, überschüttet sie mit Orden, Ruhegehältern, Lehraufträgen.

Immerhin hatte Beyle sich eine recht bemerkenswerte Verehrung für die Mathematik bewahrt. Er wollte sich einmal für die *Ecole Polytechnique* vorbereiten und hatte die Schönheit der Gleichung zweiten Grades erkannt. Er hatte gehofft, daß seine Algebra ihm aus Grenoble forthelfen würde. Er half sich durch andere Mittel fort; doch von seiner kurzen Vorbereitung behielt er jene wertvolle und unheimliche Geistesgewohnheit bei, die darin besteht, die *unbestimmbaren Dinge* für gleicherweise nichtig zu halten wie übrigens alle nicht nachweisbaren Werte, die in den Köpfen hausen.

Ich bemerke nebenbei, daß der berühmte Lagrange vielleicht der einzige seiner Zeitgenossen ist, von dem er nie anders als in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken spricht.

*

Aber die Geistlichkeit...

Für Stendhal ist die Geistlichkeit ein höchst erwünschtes Stimulans.

Bald malt der spöttische Stendhal einen Bischof, der sich spiegelt, einen Narziß in Mitra, der sich vor dem Spiegel einer Sakristei darin übt, den Segen vornehm und salbungsvoll zu erteilen; bald klagt der grobe Stendhal den Schwindel der Geistlichen an oder verhöhnt ihre Dummheit. Selbst Voltaire hat das Priesteramt nicht so schonungslos betrachtet. Er hat sich nicht bis ins Innerste der Priester gewagt, um dort zu suchen, was er bereits gefunden hätte, – Lüge oder einfältigste Leichtgläubigkeit, deren eine oder andere Beyle dort stets entdeckt. Außer dem guten Abbé Blanès, einem ein wenig ketzerischen Astrologen, Freisinnigen und Zauberer, findet man bei Beyle keinen Priester, der nicht ein Heuchler oder Dummkopf wäre oder sein könnte.[1]) Keine Ausnahme. Keine andere Möglichkeit. Man kann sich keinen dritten Fall denken, keine weder ungünstige noch unsittliche noch sinnlose Verquickung von Mensch und geistlichem Stand.

*

Das Problem besteht. In den Augen des in religiösen Dingen Ungläubigen ist der Priester ein Geheimnis. Das Problem besteht, eng geknüpft an das Dasein dieser außerhalb der Religion stehenden Beobachter. Der Ungläubige von Vernunft hält notwendig den Priester für ein Rätsel, für ein Ungeheuer, halb Mensch halb Engel, über das er staunt, das er belächelt, das ihn oft genug beunruhigt. Er frägt sich: *Wie kann man Priester sein?*

Dieses heikle und wirkliche Problem der Möglichkeit des Priesters ist wohl einige Überlegung wert.

Man kann nicht an Stendhal rühren, ohne daß die Frage der Aufrichtigkeit in irgend einer Form vor dem Geist auftaucht. Das Problem des Priesters – d. h. des Gläubigen von Beruf – ist nur ein besonderer Fall des Glaubensproblems. Die Aufrichtigkeit oder die Vernunft des Gläubigen ist in den Augen des Ungläubigen immer ungewiß; und das Umgekehrte ist manchmal auch der Fall. Es ist dem Ungläubigen fast unvorstellbar, daß ein gebildeter, gelassen betrachtender Mensch, fähig, von seinen Wünschen oder unbestimmten Befürchtungen abzusehen, (oder ihnen nur individuelle, organische, fast krankhafte Bedeutung beimessend), fähig auch, sich klar mit sich selbst auseinanderzusetzen, die Gebiete und Werte wohl auseinander zu halten, alle diese für das Ansehen jeder Religion wesentlichen Erzählungen von sonderbaren, un-

[1]) Paul Arbelet macht mich darauf aufmerksam, daß der Abbé Chélan in *Le Rouge* und der Abbé Pirard neben Blanès zu den Priestern zählen, denen Stendhal weder Glauben noch Geist abspricht.

gedenklichen oder unwahrscheinlichen Geschehnissen nicht in Legende und Fabel verweist, nicht die Hinfälligkeit der Beweise und Gedankengänge einsieht, auf welche die Dogmen sich gründen, nicht staunt, ja zum Leugner wird, wenn er feststellt, daß Offenbarungen, daß Berichte von wörtlich genommen unendlicher Bedeutung für die Menschheit ihm gleich gefahrvollen Rätseln der Sphinx dargeboten werden, so schwach, verkürzt und in so ganz anderen Formen als denen, welche von der Wahrheit zu fordern er gewohnt ist. Nichts ist schwerer vorstellbar als der « Glaube », nichts läßt sich schwerer einem unseresgleichen vorbehaltlos zutrauen. Kein Zweifel, daß er sich findet; aber man fragt sich, neben welch anderen Dingen er dort, wo er vorhanden ist, wohl besteht. Ein Ungläubiger betrachtet ihn als eine Seltsamkeit, die dennoch ansteckend ist; ist der Ansicht, daß ein Gläubiger von feinem oder überlegenem Geist, ein Mann wie Faraday, Haupt der Sekte der Sandemanianer, oder wie Pasteur wirklich zwei Menschen in sich trug.

Die Schwierigkeit ist noch ernster, wenn es sich um die Kontinuität des Glaubens und seiner bleibenden Auswirkung handelt. Der Ungläubige gibt nicht leicht zu, daß der aufrichtige Glaube mit einer nicht ganz einwandfreien Lebensführung zusammen bestehen könne, ebensowenig wie er begreift, daß er sich mit Schärfe und Klarheit des Geistes vereinigen ließe. Wenn er also an einem Gläubigen Mängel oder Laster bemerkt, so wird er immer versucht sein, daraus zu schließen, der Glaube dieses Sünders sei reine Heuchelei. Die Sünde des Gläubigen führt irgendwie den Ungläubigen in Versuchung. Das ist eine Art von Falle, welche die « Psychologie » des einen der « Psychologie » des anderen stellt.

Stendhal *visse, scrisse e amò* in voller Glaubensebbe. Er hat *Le Génie du Christianisme* erscheinen sehen, und ich glaube zu erraten, welchen Eindruck dieses so langweilige Buch von so großer Tragweite auf ihn haben konnte. Chateaubriand leitet mit diesem Werk den romantischen, farbigen Mystizismus ein, dessen literarische und selbst religiöse Folgeerscheinungen sich bis auf unsere Zeit entwickelt haben. Aber Stendhal trägt in sich alles, was erforderlich ist, um durch diese Auffrischung der Schönheiten und Gefühlswirkungen von Glauben und Gottesdienst nicht verführt zu werden. Er hat unerfreuliche Erinnerungen an fromme Leute, die ihn in seiner Kindheit plagten. Er hegt noch ein bemerkenswertes Vertrauen in den Geist der Enzyklopädie und hat vielleicht die große Hoffnung nicht aufgegeben, die man in der zweiten Hälfte des

18. Jahrhunderts genährt hatte, das Wissen vom Menschen auf ein geschlossenes System genauer, klar geschriebener, logisch zu verbindender Gesetze zurückzuführen, angelegt nach dem Vorbild jener schönen, rein analytischen Konstruktionen, durch welche ein Clairaut, ein d'Alembert, ein Lagrange die Welt der Materie so dargestellt hatten, wie man sie zu ihrer Zeit sich dachte. Als der abstrakte Sensualist, der er war, verkörpert er recht gut den Protest des Jahres 1760 gegen das Jahr 1820 mit seinem Pfaffentum.

Übrigens machte ihm, dem Dichter der persönlichen Energie, dem erklärten Bewunderer der stolzen und gewaltsamen Taten des Konvents, dem Anbeter des Bonaparte der ersten Zeit, die ganze Vergangenheit recht wenig Eindruck. Er wollte von ihr nur die individuellen Züge festhalten, die Eigenschaften der zügellosen und durch sich allein starken Persönlichkeiten. Er empfand notwendig für alles, was Überlieferung ist, die Gefühle aller derer, die es schwer ertragen, daß man für sie gedacht, geurteilt, gewählt habe.

Männern solcher Art sind Überlieferungen und Religionen ihrem Wesen nach zuwider und geradezu verhaßt. Sie sehen darin Mächte, auf Nachahmung begründet, und diese Nachahmung nach Bedarf verstärkt durch Schauspielerei, wie Pascal das so trefflich kennzeichnet und empfiehlt:

« Befolgt nur die Art und Weise, wie sie begonnen haben: *indem sie alles so taten, als ob sie glaubten*, indem sie Weihwasser nahmen usw. » (Man stelle sich nur vor, mit welchem Gesicht Beyle diesen Satz las, wenn er ihn je gelesen hat.)

Zweifellos ist es so, daß diese Männer in ihren verhärteten Herzen nichts finden, was sie zu allen Opfern des Intellekts und der Selbstliebe veranlaßt und den Körper für dieses Spiel abrichtet, damit er allmählich die Seele zur Wahrheit heranbilde. Sie haben keine innere Wahrnehmung von jenem « Wesen der Dinge, die wir erhoffen müssen », welches gemeinsam mit den empfangenen Lehren, den von außen kommenden Vorschriften, den regelmäßigen Übungen, die Religion in einem Menschen vollendet und aufrichtet. Sie sehen als Abschluß des Lebens nichts als eine böse Viertelstunde. « Keine Zukunft », denken sie, und der Tod bedeutet ihnen nichts anderes als eine der wesentlichen Eigentümlichkeiten des Lebens: die, daß man darüber alle anderen einbüßt.

Man begreift, daß für solche Geister das, was ich das Problem des Priesters genannt habe, besteht. Stendhal löst es, wie soeben gesagt

worden ist, kurzerhand. Seine geistige Struktur und die durch sie bedingte Entwicklung seiner ersten Eindrücke, seine Lebhaftigkeit, die seine Abneigungen auf die Spitze trieb und sie durch eine Formel ausdrückte, allzu einfach, um wahr, allzu klar, um auf Menschen anwendbar zu sein, führen ihn sehr leicht zu einer vollen Verwirrung der Methoden. Er urteilt über Priester, die er selbst sich zurechtgemacht hat. Er versetzt sich an ihre Stelle; an ihrer Stelle fühlt er sich notwendigerweise als Betrüger oder als rechten Schwachkopf. Da er sich ihren Glauben nicht vorstellen kann, will er ihnen nur Leichtgläubigkeit zugestehen. Da er wohl weiß, daß sie nicht alle einfältig und leichtgläubig sind, bezichtigt er die, die es nicht sind, der Lüge, beschuldigt sie des Betrugs und der Heuchelei.

Jedoch man begeht einen offensichtlichen, wenn auch sehr verbreiteten Irrtum, wenn man sich anmaßt, Probleme, deren Elemente sich weder aufzählen noch bestimmen lassen, durch reine Logik zu lösen. Einzig rein algebraische Fragen können an sich und mit dem Verstand allein behandelt werden. Es ist die Beobachtung, die entscheiden muß, wenn es sich um Wirkliches handelt. Daß es echte und geistesstarke Priester wirklich geben kann, dessen versichert mich meine Erfahrung. Ich kenne solche und das genügt mir. Ich sage nicht, daß ich eine Erklärung dafür weiß; ich sage, daß die Meinung Stendhals nur von dem bedauerlichen Zufall abhing, daß er keine kannte, die so waren wie die meinen.

*

So täuscht man sich bei allem Wunsch, klar zu sehen. Dieses Beispiel der Beurteilung der Priester durch Stendhal führt uns geradewegs zu einer allgemeinen Bemerkung. Die meisten von denen, die sich schmeicheln, Kenner des Menschenherzens zu sein, verwechseln den Scharfblick, auf den sie sich etwas zugute tun, mit einer unfreundlichen Gesinnung gegen die Menschen. Ihr Mund ist bitter oder ironisch. Es ist wahr, nichts sieht so *psychologisch* aus wie die ständige Gewohnheit, *abzusprechen*. Nach dieser zuweilen recht bequemen Formel heißt klar sehen trüb sehen.

Und demgemäß ist Beyle (wie reizvoll für Liebhaber von Nebeneinanderstellungen!) einzureihen ins Gefolge jener Kirchenväter und Doktoren, die am wenigsten Nachsicht hatten mit den Menschen, und der allerstrengsten Lehrer theologischer Moral. Form und Absicht sind wohl verschieden, aber der Argwohn im Blick und die fast frevelhafte Lust, aufs Bösere zu schließen, sind die gleichen. Das Bösere ist die Kost kriti-

scher Naturen. Das Böse ist ihre Beute. Also ist es für sie nötig, daß es die allgemeine Regel sei. Ein « Psychologe » von der Art Stendhals, so sehr Sensualist er auch ist, braucht die Schlechtigkeit unserer Natur. Was würde aus den geistreichen Menschen ohne die Erbsünde?

Balzac, noch düsterer, versammelt, um sich einen tieferen Begriff von der Gesellschaft zu bilden, alle jene um sich, die durch ihren Beruf Beobachter und Erspürer von Niedertracht und schändlichen Dingen sind, den Beichtvater, den Arzt, den Anwalt, den Richter und Polizeibeamten, sie alle bestellt, den ganzen Schmutz der Gesellschaft aufzudecken, festzustellen und in gewissem Sinne zu verwalten. Wenn ich Balzac lese, habe ich zuweilen das *zweite*, gleichsam seitliche Gesicht eines weiten, von Leben erfüllten Opernsaals, voll Schultern, Lichtern, Gefunkel, Samt, Männern und Frauen der allerbesten Gesellschaft, einem überscharfen Auge ausgesetzt oder gegenübergestellt. Ein Herr in Schwarz, tiefschwarz, sehr allein, betrachtet und liest in den Herzen dieser üppigen Menge. All diese Gruppen, vergoldet von reich schattendem Licht, diese Gesichter, diese Körper, diese Juwelen, dieses reizende Geflüster, dieses schwebende Lächeln – seinem Blick sind sie nichts, der die glänzende Gesellschaft durchdringt und erbarmungslos verwandelt in eine scheußliche Sammlung von Makeln, von Elend und geheimen Verbrechen. Er sieht überall nichts als Krankheiten, schmutzige Geschichten oder Vergehen; er sieht Ehebruch, Schulden, Abtreibungen, Syphilis und Krebs, Dummheit und Begierden.

Aber so tief ein solcher Blick auch dringen mag, er ist meiner Meinung nach zu einfältig und schematisch. Jedesmal, wenn wir anklagen, wenn wir urteilen, – dringen wir nicht auf den Grund.

*

Man müßte einen « Monolog Stendhals » schreiben. Er bestände aus nichts als Sätzen von ihm, aus seinem ganzen Werk herausgelesen und aneinandergereiht. Man würde da in einem Zug alle seine Probleme lesen.

Leben. Gefallen. Geliebt sein. Lieben. Schreiben. Auf nichts hereinfallen. Man selbst sein – und doch Erfolg haben. Wie macht man es, daß man gelesen wird? Und wie lebt man, wenn man alle Parteien verachtet und verabscheut?

Wo leben? – Italien wird von Fürsten und Pfaffen regiert. Paris hat ein schauderhaftes Klima, und alle Welt rechnet. Wenig Leidenschaft, zu viel Eitelkeit. Man kann dort ein Mensch von Geist sein.

Bleibt die Zukunft. (Das Trugbild der Nachwelt bleibt ihm.) Man

muß politisch sein und seinen künftigen Ruhm vorbereiten. In fünfzig Jahren wird das, was mir gefällt, gefallen. Was mich zu mir selbst macht, wird die Geister anregen, die dann den endgültigen Ruhm zu vergeben haben. Dann wird man verachten, was heute berühmt ist. Man wird de Maistre und de Bonald verlachen. Chateaubriand und der poetische Stil werden unmöglich geworden sein. Übrigens wird man sich langweilen. Man wird zwei Kammern haben und die Republik nach amerikanischem Muster wird überall triumphiert haben. Die Heuchelei wird eine andere Maske tragen.

Doch muß man durchhalten, ein halbes Jahrhundert überdauern. Wie kann man, ohne unterzugehen, vierzig Jahre Romantik überdauern, um in der literarischen Ewigkeit zu landen? Eine Reihe von Verehrern, eine Sekte von *Wenigen-Glücklichen* muß ihn bis in die Zeit Taines und Paul Bourgets geleiten, bis zur Stunde dieses nervösen Dichters, Nietzsches, eines Slaven deutscher Zunge, dem die Idee der Energie behagen wird wie ein Gift und der aus dem Kosmopoliten Stendhalscher Art den « Guten Europäer » machen wird.

*

Dieser Beyle war schon ein recht ergötzliches Wesen, besessen von einer großen Begier, Ärgernis zu erregen, verbunden mit edleren Gelüsten. Er versäumt selten, darauf aufmerksam zu machen, daß man Anstoß nehmen soll an dem, was er sagt. Und das ist ihm gar nicht schlecht gelungen. Er fordert den Künstler durch seinen Stil heraus, die Gewalthaber durch seine Respektlosigkeit, die Frauen durch seinen Zynismus und seine Theorien. Die Suada, die Meinungen, das « Toupet » dieses so geistvollen Mannes lassen oft für Augenblicke an einen jener vorsintflutlichen Geschäftsreisenden denken, die in der Zeit der letzten Postkutschen und der ersten Lokomotiven ihre Tischgenossen am Wirtshaustisch blendeten, zu Tode redeten. Doch dieser im *Grand Hôtel de l'Europe et de l'Amour* abgestiegene Gaudissart ist ein Original ersten Ranges. Was er zum besten gibt, lebt, wird leben und Leben erwecken. Sein glitzernder, sonderbarer Kram wird noch viele denkende Köpfe anregen. Ernste Männer werden sich abmühen, so flink und klar zu sein wie er.

H. B. ist in meinen Augen viel mehr ein geistiger Typus als ein Schriftsteller. Er ist in viel zu besonderem Sinne er selbst, als daß man ihn bloß als einen Schriftsteller auffassen könnte. Das ist's, wodurch er gefällt und mißfällt, und mir gefällt.

Ich habe gesehen, wie Pierre Louys mit sonderbarem und vielleicht berechtigtem Zorn diese unerträgliche Prosa beschimpfte, *Le Rouge et le Noir* zu Boden warf und mit Füßen trat...

Doch Stendhal wie er ist, wer er auch sei, ist den Musen zum Trotz, seiner Feder zum Trotz und gleichsam sich selbst zum Trotz einer der Halbgötter unserer Literatur geworden, ein Meister jener abstrakten und leidenschaftlichen Literatur, die, sachlicher und behender als jede andere, für Frankreich bezeichnend ist. Es ist dies eine Gattung, die nur mit Handlungen und Ideen rechnet, die jeden Schmuck verachtet, die sich lustig macht über Einklang und Ausgewogenheit der Form. Sie ist ganz in der Linie, im Ton, in der Formel und der Pointe, sie liebt Zusammenfassungen und das lebhafte Hin und Wieder des Geistes. Ihre Art ist immer rasch; gerne unverschämt; sie ist scheinbar ohne Alter und in gewissem Sinn ohne Stoff; sie ist persönlich bis zum Äußersten, gradwegs auf den Verfasser zielend, verwirrend wie ein sehr schlagfertiger Mensch, sie hält sich das Dogmatische und das Dichterische fern, das sie gleicherweise verabscheut.

*

Man fände kein Ende mit Stendhal. Ich weiß kein größeres Lob.